Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 23 (1900)

Artikel: Die letzten Tage des Klosters Rheinau : Erinnerungen aus der Studentenzeit

Autor: Rahn, J.R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984837

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die letzten Tage des Klosters Rheinau.

Erinnerungen aus der Studentenzeit

von J. R. Rahn.

Schon längst sind Alle heimgegangen — wohl in den Benediktinerhimmel, um sich dort in einer Glorie zu sonnen, wie sie die Meister des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts malten.

Es sind jetzt gerade sechsunddreißig Jahre über einem Pfingstfest in Rheinau verflossen. Damals, und seither nicht wieder, durfte ich im Mönchschor der Zeuge einer weihevollen Handlung sein. Welch ein Konzert, das die Sinne bestrickte. Goldig fluthen die Sonnenstrahlen durch Weihrauchwolken, die eine flimmernde und blitzende Pracht durchwogen. Bald flackernd, bald schleifend ziehen sie kreuz und quer und ballen sich dann empor, als ob sie den Englein dort oben einen Himmel bauen müßten. Vor dem Fintanssarg, der mitten im Chore steht, wird der Kerzenglanz durch duftige Bläue festgehalten. Mit augenfälliger Geflissenheit macht sich das bunte Völklein der Chor-

---

Die nachfolgenden Aufzeichnungen sind zuerst im Jahrgang 1896 Nr. 201—205 der „Neuen Zürcher-Zeitung" erschienen. Unserem Wunsche entsprechend, diese farbenreichen Schilderungen einem raschen Vergessen, dem Schicksal aller Zeitungsartikel, zu entziehen, hat sich der Herr Verfasser entschlossen, sie, mit einigen Zusätzen versehen, im Taschenbuche zum Neudruck zu bringen. Wir glauben dadurch unsere Leser um so mehr zu befriedigen, als dem, was die Feder schildert, nun auch des Verfassers Zeichenkunst zur Seite steht.

Die Redaktion.

knaben zu schaffen. Die ruhige Mitte ist der Hochaltar, vor dem die Priester amten; alle mit goldstrotzenden Gewändern angethan, wie die Heiligen, die auf dem Retabulum stehen. Dünn und zitternd verhallt die Stimme des greisen Celebranten; aber das Orgelgebrause nimmt sie auf und leitet sie sicher in die Fugen ein. Jetzt löst sich das Wogen in schmeichelnde Akkorde auf; schrille Glöcklein haben das Sanctus verkündet. Und wieder hebt ein heller Jubel an, Instrumentalmusik und jugendfrisches Singen, das von der Empore schallt. Man sieht die Menge nicht, die hinter kunstreichem Gitterwerk die Kirche füllt. Nur frommes Gemurmel läßt sich vernehmen, dazwischen das Summen und Brummen der Glocken, das hoch von außen herüberdringt.

Ich stelle mir vor, welcher Ehre der theilhaftig ist, der solche Pfingsten im Allerheiligsten begehen darf.

Aus welchen Größen die grex civilis bestand, ist dem Gedächtniß entschwunden. Sie war nicht klein, dem Häufchen alter Benediktiner gegenüber, die sich fast ängstlich in dem Chorgestühle bargen. Nur die Lichtlein auf den Kerzen hoben die ernsten Gestalten aus dem Schnitzwerk tiefbrauner Rahmen ab. Wie oft aber die Blicke über diese Gemeinde schweiften, sie kehrten immer wieder zu einem blassen Antlitz zurück, das fromm und traurig aus der Tiefe schaute.

Als Jüngster des Convents hatte Herr Leodegarius Ineichen Stab und Inful empfangen. Dem Stifte war schon unter dem Vorgänger der Lebensfaden abgeschnitten worden. Seit 1836 hatte der Staat die Klosterverwaltung an sich gezogen und die fernere Aufnahme von Novizen untersagt. Nun stund die Ernte reif. Vielen Gütern und einem Vermögen, das sich auf anderthalb Millionen belief, lechzte der immer gierige Fiskus entgegen.

Dem Abt Leodegar ist es heiliger Ernst um den Fortbestand seines Stiftes gewesen. Kein Aufwand, keine Mühen und Bitten waren zu viel, und Opfer, die über das Maaß des Haushaltes

gegangen wären, hatte das Stift in Aussicht gestellt. Vergebliches Mühen — seine Tage waren gezählt. Ob wohl das letzte Pfingstfest im Chor von Rheinau gefeiert würde? Auf kummervollen Zügen stand diese Frage deutlich zu lesen.

Bald mußte die Ceremonie beendigt sein. Im Hörsaale war von der Pax des Maso Finiguerra die Rede gewesen; man hat einmal die Erfindung des Kupferstichs auf sie zurückgeführt. Nun sollten Sinn und Brauch mir erst verständlich werden. Ein Priester trug das leibhaftige Kußtäfelchen im Chore herum — und er hat das pax tecum auch mir gespendet.

Die Abtstafel fiel solenn und reichlich aus, dann führte die Klosterkutsche vier Gäste zur Bahn. Ein wohlgebautes Paar aus der Urschweiz hatte die Vordersitze gefüllt; die Ehre des vis-à-vis wurde mir neben einem Schaffhauser Junker zu Theil. Dieser ständige Ehrengast, der fast zu den Immobilien Rheinaus zählte, war prächtig aufgeräumt. Er kannte sich in allen Klostergeschichten aus und wußte an jedem zu flicken, der beim Fest zugegen war. Das Flötenspiel eines Musikers — ich glaube, er war von Donaueschingen gekommen — hat er mit allen Nüancen pedantischen Gebahrens und Tönens parodirt, so gefühlvoll und wahr, wie man es nur mit hereditärem Näseln und Quetschen kann.

Einsame Fahrt im Dämmerscheine ruft allerlei Gedanken wach. Ich höre wieder, wie Hymnus und Halleluja verklingen und schaue abermals zur Wölbung hinauf, wo der Benediktinerhimmel seine Glorienkreise in unabsehbare Fernen treibt. Wie toll die Heiligen mit verkürzten Beinen und Köpfen sich auf den Wolken geberden, die Attribute haben sie festgehalten, und vermöge dieser gelingt es auch, den einen und andern Patronen zu erkennen: Sankt Gall mit dem Bären und Othmar, der ein Fäßchen trägt; auf den Teufel haut Notker der Stammler los, gefiederte Wesen zeichnen S. Meinrad, Pirmin und Fintan aus. Diese Heiligen zählen zu den Vornehmen, die sich um den Ordens-

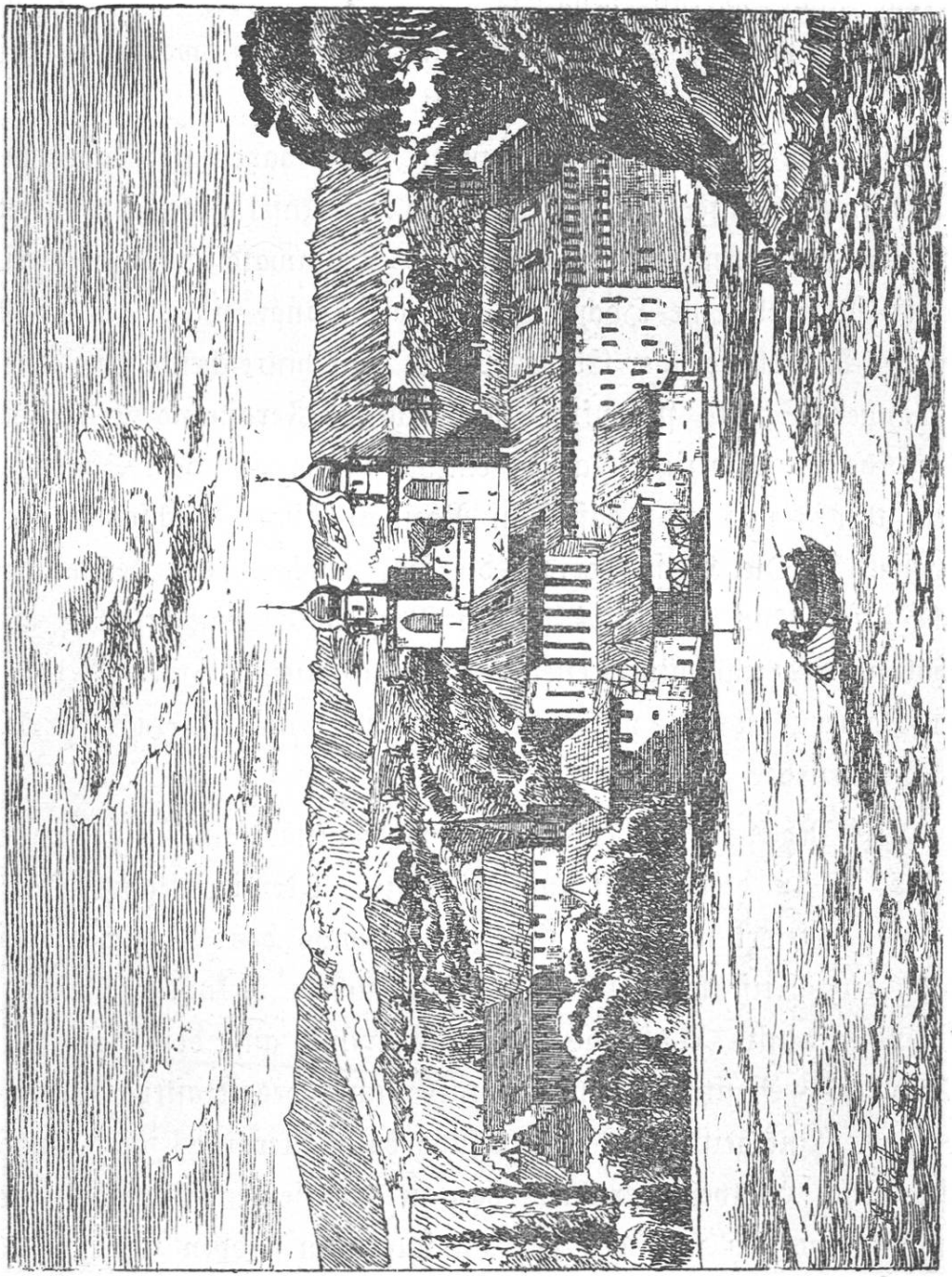
stifter schaaren, denn noch viel weiter drängt sich der Chor, bis zu den Namenlosen, die auch ihre Plätze unter den Seligen haben. Und siehe, dort, wo auf Fintans Schulter ein Täublein kurrt, hebt sich wieder ein bekanntes Häufchen hervor. Flotte Tonsuren sind früher und später getragen worden; es hat aber eine Zeit gegeben, wo die Väter Benediktiner auch im Sommer die Platte bargen — und wie sind ihre Hauben beschaffen gewesen: aus schwarzem Kuttenzeug genäht, das am Lebensabend ins Grüne stach; im Schnitte Helmen ähnlich mit hoch und scharf gerundetem Scheitel; einem Genickstück, das im Viertelskreis die Schläfen deckte und waagrecht auf dem Hinterkragen saß. Das sind die Herren, die aus Rheinau kamen.

Nicht alle sind Heilige gewesen, aber den Himmel haben sie doch verdient durch frohen, geraden Sinn und die Gastfreundschaft, die zu allen Zeiten der Stolz und Preis von Sankt Benedikts Klöstern war.

* * *

Zwei Studenten sind nach Jahresfrist einer neuen Einladung nach dem gastlichen Stifte gefolgt. Von Neuhausen ist ihr Weg landeinwärts gegangen und erst über Rheinau beim Strome wieder angelangt. Im Tagebuch von damals steht etwas von dieser Wanderung geschrieben. Vom Randen wehte eine frische Brise her, die ab und zu durch ballige Wolken fuhr, daß die Aprilsonne weithin die baumreiche Ebene beschien. Es lag eine seltsam durchsichtige Färbung in der Luft, die alles nah und plastisch erscheinen ließ, auch zwei Thurmkuppeln, die graublau über dem fernen Rande schimmerten. Sie wiesen das Ziel, denn dort liegt Rheinau in tiefer Furche versteckt. In kurzer Entfernung pilgerten zwei Frauen nach. Sie mußten weither aus dem Badischen gekommen sein, der orangefarbene Hut, ein häßlicher Strohzylinder, den die Alte trug, zeigte die Herkunft an.

Die Andere schien ein krankes Mädchen zu sein, das müd und blaß am Stabe wankte. Unverdrossen murmelten sie ihr Beten her.



Mittag war längst vorüber, als wir die Brücke betraten, die vom Badischen zum Städtchen Rheinau hinüberführt. Beim Laufen hat der Vater Rhein seinen Zornmuth ausgesprüht und hierauf eine Strecke befahren, die ihn ruhig ziehen läßt. Mit

langen Schleifen furcht er sich tief in die Ebene ein, eine Halbinsel rechts, eine andere zur Linken bildend. So willig hat der Strom nicht überall beigegeben und selbst noch ein Uebriges gethan, indem er den Raum für eine Insel ließ, welche fast die Mitte zwischen den Windungen hält.

Wo die Natur solche Bildungen schuf, haben sie immer der Ansiedelung gerufen. Dem Südrand der Insel gegenüber streckt sich der Schwaben hin. Laub- und Tannwald hüllt wie ein dichter Mantel seine Hochfläche und die Hänge ein. Ein Wall, der den Riegel von der Ebene trennt, war hinreichend, um jenen in langer Strecke sturmfrei zu machen. Ferdinand Keller hat schon in den Fünfziger Jahren ein Refugium auf dem Schwaben vermuthet [1]) und als Gast von Rheinau öftere Nachforschungen angestellt. Die Klosterherren, die sein Suchen nicht verstanden, haben sich dann wohl ihr kleines Vergnügen gemacht, das aus gehobene Erdreich mit zweifelhaften Anticaglien zu salzen. Unter den Römern ist die nördliche Halbinsel [2]) und zuletzt auch das Eiland besiedelt worden.

Als Rheinau 1777 mit aller Solemnität sein Millenarium beging, da ist dieses Fest zum mindesten Dreivierteljahrhunderte zu früh gefeiert worden. Erst zu Ludwigs des Deutschen Zeit taucht das Stift historisch auf. Eine sichere Urkunde führt den vir venerabilis Wolvene oder Wolvuni an, der 858 dem König seinen Besitz im Thurgau zu Gunsten des Klosters Rheinau übergab. Eine geistliche Niederlassung hatte allerdings schon früher bestanden; Wolven berichtet, daß sie von seinen Vorfahren gegründet, indessen über den hernach folgenden Fehden fast gänzlich vernichtet und nun von ihm wiederhergestellt worden sei. Soll

---

[1]) Keltische Vesten an den Ufern des Rheins unterhalb Schaffhausen. Mittheilungen der Antiq. Gesellschaft in Zürich. VII. 7. 179 u. f.

[2]) l. c.

daraus gefolgert werden, daß erst jetzt aus der Zelle ein wirkliches Kloster ward? Die gleichzeitige Anwesenheit des irischen Mönches Fintan, der siebenundzwanzig Jahre im Kloster wohnte und hier als Recluse gestorben ist, läßt diese Annahme als eine wahrscheinliche zu.

Wie so manches Benediktinerstift, hat auch Rheinau einer weltlichen Ansiedelung gerufen. Man hat ihre Anfänge auf eine Burg zurückgeführt, die Graf Rudolf von Lenzburg im Jahre 1126 auf dem Grund und Boden des Klosters errichtet hatte, um sich die Schutzherrschaft über dasselbe gegen die Kiburger zu sichern. Doch fehlt ein Beweis, daß dieses «castrum» sich in unmittelbarer Nähe des Klosters befand, es konnte ebenso gut weit weg auf einer Besitzung des Stiftes in der Lenzburgischen Grafschaft gelegen haben [1]). Erst im XIII. Jahrhundert treten Nachrichten über eine städtische Ansiedelung auf. 1241 war sie noch «villa» genannt, doch ist bereits von einem Thore (porta) die Rede; in demselben Jahre wird dann aber auch einer civitas nebst zugehörigen festen Werken (munitiones) und 1247 einer Brücke und eines jenseits gelegenen Thurmes gedacht. „Die Ueberbleibsel der zerfallenen Mauern und Gebäuen, — schreibt Leu — die große in die Länge und Breite sich erstreckende sogenannte Auw, die Abteilung in die Obere, Mittlere und Untere Stadt, und die besondere Namen der Gassen und Plätzen sind Anzeigen dieseres Orts Alterthum und ehemaliger Größe."

Wäre der Ausdruck «munitiones» auf eine Burg zu beziehen, so hätte diese schon 1241 bestanden. Im XIII. und XIV. Jahrhundert kommen als Besitzer die Grafen von Habsburg-Laufenburg vor; sie ist, wie P. Moriz Hohenbaum van der Meer meldet, im Jahre 1449 gefallen. Der Ueberlieferung zu-

---

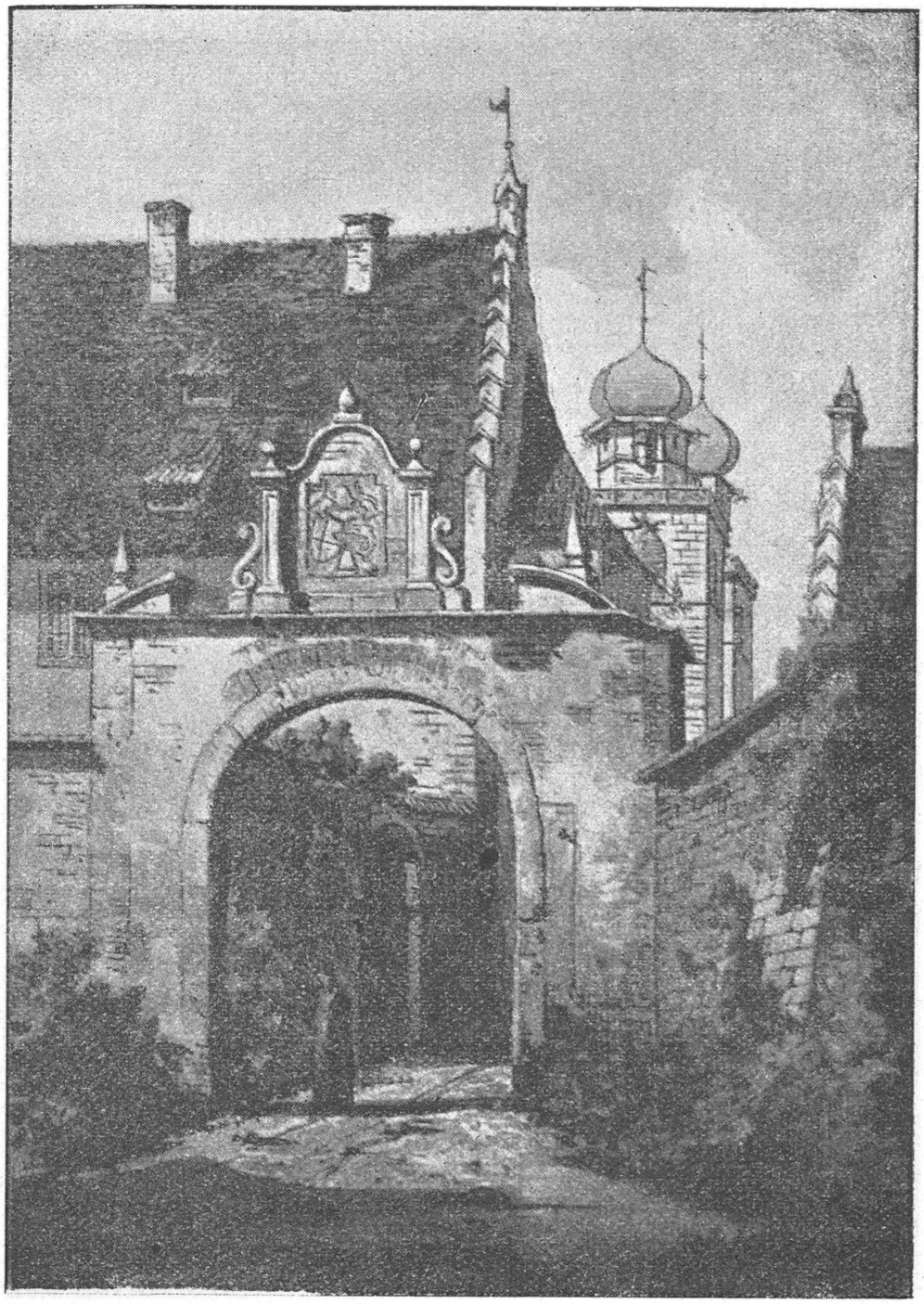
[1]) Zeller, Zürch. Burgen. l. c. Bd. XXIII. Heft 7. S. 358.

folge soll sie außerhalb des südlichen vom Rhein zum Rhein gehenden Stadtgrabens gelegen haben. Nur hier, durch die Korbmauer und den vorliegenden Graben, war das Städtchen bewehrt. Innerhalb dieser Mauer steht die „Bergkirche" U. l. Frauen. 1578—1579 hat sie Abt Theobald Werle von Greifenberg von Grund aus neu erbauen lassen.

Im XVI. Jahrhundert hat das Städtchen einen gewissen Aufschwung genommen, als Edelleute: die Fulach, Brümsi und Rümlang, Greuth, Ringk v. Wildenberg, die Waldkirch und Wellenberg, die mit dem neuen Stand der Dinge ihren Frieden nicht schließen wollten, in das wieder katholisch gewordene Rheinau zogen. Mehrere Häuser, denen Staffelgiebel, Treppenthürmchen und der Wappenschmuck über dem Thore ein feudales Ansehen verleihen, sind noch aufrecht geblieben.

Wie gastlich die Herren von Rheinau waren, geht aus einem Briefchen des Abtes hervor, das nach diesem Besuch an meine Adresse gelangte: „Daß Sie bei uns wieder einige vergnügte Augenblicke erlebt haben, freut mich sehr und ich wünsche nur, daß Sie sich Ihre angenehmen Rückerinnerungen durch die ganz unnöthige Furcht nicht trüben lassen, Sie möchten uns — „zu zwei Mann" — lästig gefallen sein. Sie müssen es bei unserer Einfachheit und Unbefangenheit selbst bemerkt haben, daß dieses nicht der Fall sein konnte. Wiederholen Sie nur mit Ihrem liebenswürdigen Freunde Ihre Besuche nach Gutbefinden und seien Sie versichert, daß Sie uns stets angenehm und ein Ersatz sein werden für so manche lästige und zeitraubende Besuche, die von nicht aufrichtigen und edelgesinnten Freunden ausgeführt sind." Oder — wie es noch früher, nach dem ersten Besuche lautete: „Auch mich hat es gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen und Sie insbesondere auf jenem Gebiete der geschichtlichen Forschungen zu finden, welches in der Regel den klösterlichen Instituten am gerechtesten zu sein pflegt. Ich wünsche nur, daß

Sie den angeknüpften Faden nicht wieder reißen lassen und Ihre Besuche von Zeit zu Zeit erneuern, unsere kleine Zahl erlaubt



uns zwar nicht mehr, unseren Freunden jene Aufmerksamkeit zu widmen, welche sie vielleicht wünschen. Dafür können sie aber

bei uns so ungenirt sein, wie im eigenen Hause. Fürchten Sie darum gar nicht, daß Sie Störungen bei uns gemacht; ich muß Sie im Gegentheil bitten, unseren guten Willen für's Werk annehmen zu wollen."

Das war der Ton, in welchem empfangen wurde. Noch ehe der ersten Forderung, einer Vorstellung in den oberen Gemächern entsprochen werden durfte, stand im „Tafelzimmer" alles bereit, was zwei gesunde Scholaren erbauen mochte, dann wurde den Fahrenden ihr gemeinsames Zimmer gewiesen.

Bis zum Abenddunkel gab es noch eine geraume Frist. Sie sollte nützlich verwendet und dem Gespanen, der hier ein Fremder war, die Gelegenheit zur Umschau im Weiten und Engen geboten werden. Jenseits der Brücke war etwas wie ein Vorwerk gelegen, ein Komplex von Bauten, deren meiste für die Oekonomie des Stiftes dienten. Ihr weites Viereck umschließt einen Hof, der gegen Brücke und Kloster offen steht. Den nördlichen Zugang, wo das alterthümliche Haus zur Linken des Eintretenden die weiblichen Gäste beherbergte, schloß ein Thor. Abt Gerold II. hatte dasselbe errichten und über dem Rundbogen mit einem Aufsatze schmücken lassen, der sein und des Klosters Wappen enthielt. Geradezu stolz war der Zugang zur Insel beschaffen. Die steinerne Brücke, die sich mit vier Jochen über dem Strome spannt, ist noch vorhanden, nur die massive Balustrade mit dem Sankt Nepomuk-Standbilde fehlt und der Abschluß, der vor Zeiten dem Bilde einen so malerischen, ich möchte fast sagen ritterlichen Anstrich gab. Damals nämlich hatte noch das Brückenthor, der „Bogen" gestanden, ein zweitheiliges Thurmgebäude, niedriger der vordere Theil, der sich über dem fünften, kleineren Joche erhob und gegen den Rhein seinen Abschluß durch einen Volutengiebel erhielt. Dahinter stund quer, mit Staffeln bekrönt, der zweite Bau, an dessen Innenseite eine Steintafel das Wappen des Abtes Heinrich VIII. von Mandach enthielt.

Er mag ursprünglich allein und davor eine Zugbrücke bestanden haben, an deren Stelle sich erst unter Abt Theobald das Außenthor erhob. Der innere Bogen war westlich von der Schütte und Schmiede und östlich von der Bäckerei flankirt. Sie schlossen nebst der Brustwehr, die von letzterer auslief, den Hof nach Norden ab. Kloster und Kirche, die in großem Viereck den Kreuzgang umschließen, nehmen die Mitte der Insel ein, südlich so hart auf die Kante gebaut, daß der Strom in ganzer Länge die Fundamente bespült, während die Kirche noch den Raum für einen Zwinger läßt, der sich ihrer Nordflanke entlang vom Hofe bis zum Bibliotheksaal erstreckt. Dahinter dehnt sich über den Rest der Insel der Lust- oder Konventgarten mit dem Spitzkirchlein aus.

Die Gesammterscheinung des Klosters kann nicht als eine eigentlich malerische gelten; es fehlt an Abwechselung in den langen Massen und ein energischer Aufbau derselben. Fast ringsum ist das Eiland von Bauten besäumt, aus denen sich das Münster mit seinen Thürmen, ein paar Dachreiter und einige Hauptstücke erheben. Hie und da springt halb- oder dreiviertelsrund ein Treppenthurm oder ein Mauerpavillon vor, oder es setzt ein Staffelgiebel in lange Firsten ein. Wie ein Schiff, dessen Bug und Spiegel Bäume schmücken, scheint die Insel auf dem Rhein zu fahren. Aber diese Lage ist bezaubernd schön. Wer das alte Rheinau von der Höhe der Korbmauer erblickte, so tief im Grün von Wald und Reben und in smaragdener Flut gebettet, dem hat sich dieses Bild zu bleibender Erinnerung eingeprägt.

Halb sieben Uhr fand sich die kleine Gesellschaft zur Abendtafel ein, deren Aufwart die eines redlichen Bürgertisches war. Die Unterhaltung nahm ihren ruhigen Gang, bis von ungefähr ein Wort etwas hörbarer tönte. War es ein Treffer, so wußte man, von wo er zielte; anderes Vorlaute schien oft gehörter Klosterwitz zu sein. Es kam dies aber nur in Abwesenheit des

Herrn Prälaten vor und auch nur einmal habe ich ein belebteres Treiben gesehen. Das war am Vorabend jenes Pfingstfestes von 1860 gewesen. Damals, nachdem Gnaden sich schon zurückgezogen hatten, fanden sich auch Rheinauerinnen in dem Gastzimmer ein, deren Eine ein Stücklein auf der Zither zum Besten gab.

Punkt halb neun Uhr wurde in jedem Fall geschieden. Wie alle Zimmer, war auch das unserige auf einen Heiligen getauft, dessen Name, Sankt Maurus, außen über der Thüre stand. So früher Rückzug hat uns von allen Gutthaten am wenigsten gemundet, doch fand sich Rath. Aus der Prälatur war eine Inful hergetragen worden, die, der Ueberlieferung zufolge, schon auf dem Konstanzer Concil das Haupt eines Rheinauer Abtes geschmückt haben soll. Dieses ehrwürdige Stück zu zeichnen, gab manchen Zeitvertreib, für Lektüre hatte Freund Konrad Stockar gesorgt, auch war es eine Lust, hinauszuschauen, zum Sternengefunkel und tief hinab, wo der Rhein zwischen dem dunkeln Schwaben und unserer Warte majestätisch wogte. So fest wie der Grund, auf dem sie fußte, ist auch der Schlaf gewesen, das Mühlengeklapper, das von unten tönte, hat ihn nie zu stören vermocht.

Das Tagewerk fing mit neuer Umschau an. Zuvörderst, wie billig, wurde die Kirche in Augenschein genommen. An ihrer Stelle hatte bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Anlage gestanden, die in der Hauptsache noch die 1114 geweihte gewesen sein mochte. Sie ist aus Ansichten und einem Plane bekannt. Die älteste von jenen stellt eine flüchtige Zeichnung dar, die sich im Besitze des verstorbenen Herrn Jost Meyer- am Rhyn in Luzern befand. Sie trägt das Datum 1504 und ist mit den Initialen F L nebst dem Vermerke „Felix Lindtmeyer der Aldt Flachmaler von Schafffhusen" bezeichnet. Das Kirchlein, dessen Schiffe unter einem Dache stunden, erscheint hier noch ohne Thurm, seine Stelle versah ein hölzerner Dachreiter von achteckiger Form, der sich

auf dem Chorfirst erhob. Einen späteren Bestand zeigt die schon im vorigen Jahrhundert selten gewordene Radirung, die ein Murenser Konventuale, Johann Caspar Winterlin, im Jahre 1619 verfertigt hat. Hier steht nicht ganz in der Mitte der Westfront der noch vorhandene Südthurm eingebaut. Er ist unter Abt Johann Theobald Werle von Greifenberg errichtet worden, der als baulustiger Herr von 1565—1598 den Krummstab führte. Unter Theobald ist an Stelle des hölzernen Steges, den noch die Ansicht von 1504 zeigt, die jetzige Brücke erstanden; er hat jenseits derselben das Gasthaus und einen Neubau der Bergkirche errichten lassen, auf der Insel die Pfalz und die Spitzkirche St. Maria Magdalena erbaut und endlich auch das Münster erneuert. Die Anlage dieses letzteren ist aus der Kopie eines Grundrisses bekannt, die sich in den Zeichnungsbüchern der Antiquarischen Gesellschaft von Zürich befindet. Er stellt eine unregelmäßige Anlage dar, durch fünf Stützenpaare getheilt. Drei halbrunde Apsiden im Osten sind jede von ungleicher Weite, wie die Schiffe. Ein gewölbter Lettner mit drei Altären darunter schied den Chor von dem Langhause ab, dessen letztes Joch im Haupt- und dem nördlichen Seitenschiffe romanische Gewölbe hatte. Diese merkwürdige Anlage ist sammt den vielen Grabsteinen, welche auf dem Plane verzeichnet stehen, untergegangen, nur den Südthurm hat man stehen lassen. Eine Inschrift über dem Portale desselben gibt die Zeit der Erbauung an:

Ain veste burg der ewig Gott
Lob ehr vnd dank dem gäben sott
. . . . . .
Fünfzehnhundert zway vnd sibentzig Jar
Meins flyßigen buwens anfang war.
Darzu Hanns Wellenberg der frumm edel vest
War Buwher thätt allzeyt das best.

Dieser Thurm ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswerth: als Beleg für das zähe Fortleben des gothischen Stiles und sodann

ist hier der einzige Rest aus romanischer Zeit erhalten, vermuthlich das alte Kirchenportal, das jetzt vermauert in der Tiefe steht. Die Kantung ist mit einem Wulste ausgesetzt, den einfache Dreiviertelssäulen mit Würfelkapitälen tragen; ihre Deckgesimse sind mit hübschen Ranken geschmückt. Vor diesem Thurme streckt sich zwischen der Kirche und dem Schenkel des nördlichen Kreuzgangflügels das schmale „Bruderhöfli" aus, es war der Friedhof, wo die Laienbrüder ihre Ruhestätte hatten.

Die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts ist die Zeit gewesen, da allerorts an Stelle mittelalterlicher Anlagen die großartigen Neubauten im Barockstyle traten[1]). Das Regiment in Rheinau hatte 1697 Abt Gerold II. übernommen. Er war dem freiherrlichen Hause der Zurlauben von Thurn und Gestelenburg entsprossen und solcher Abkunft gemäß auch als Bauherr groß und vornehm angelegt. Zwei Jahre früher hatte sein Bruder, der nachmalige Fürstabt Placidus von Muri die dortige Klosterkirche in einen imposanten Kuppelbau umwandeln lassen. Das mußte in Rheinau stimuliren; denn neben solchen Bauten nahm sich das alte Münster auch gar zu klein und unansehnlich aus. Der Historiograph des Stiftes, Pater Moritz Hohenbaum van der Meer, hat in seiner „Kurzen Geschichte der tausendjährigen Stiftung des freyeximierten Gotteshauses Rheinau" das Wesetliche aufgezeichnet: „Im Jahre 1705 hat der Abt Gerold den Entschluß ins Werk gesetzt, anstatt des alten Münsters, welches seit dem Jahre 1114 gestanden, eine ganz neue Kirche zu erbauen. Er machte den 3. Brachmonat mit gewöhnlicher Feyerlichkeit den Anfang; er stellte die neue Kirche an die Seite des vom Abte Theobald aufgeführten Thurmes und ließ an der

---

[1]) 1677 Pfaevers; 1685 Fischingen; 1704 Einsiedeln; 1711 St. Urban; 1716 Münsterlingen; 1720 Katharinenthal; 1730 Engelberg; 1756 St. Gallen; 1762 St. Ursus in Solothurn.

anderen Seite einen anderen gleichförmigen Thurm hinsetzen; die Kirche selbsten aber ließ er mit verschiedenen Gemälden, mit einer großen Orgel und mit 11 Altären auszieren." Am 5. Weinmonat 1710 fand durch den Weihbischof von Konstanz die feierliche Konsekration des neu erbauten Tempels statt.

Herr Gerold mochte Großes beabsichtigt haben. Sein Münster fiel auch reich und stattlich aus, aber es ist ihm nicht viel Sonderbares nachzurühmen; der fürstliche Herr Bruder in Muri hatte einen besseren Griff gethan. Die Kirche von Rheinau läuft unter vielen Barockbauten gewohnten Schlages mit. Sie ist groß und hell; auf das Vornehme und Weiträumige haben sich damals alle Baukünstler verstanden und immer den Pomp entfaltet, wo er am Platze ist. Man sieht, wie er sich nach dem Allerheiligsten steigert. Für den Laien ist es durch ein prächtiges Gitterwerk abgeschlossen, als dessen Verfertiger sich zwei Konstanzer Schlosser mit Namen und der Jahreszahl 1732 verzeichnet haben. Jenseits herrscht gehaltene Pracht. Das tiefbraune Gestühl rahmt die westliche Hälfte des Chores ein, wo der Schmuck des Fintanssarges — auch diesen hatte Abt Gerold im Jahre 1710 erstellen lassen — ausführlich die Legende dieses Lokalheiligen erzählt. Dann hellt es wieder; in lauterem Tage schimmert und blüht die goldene und farbige Pracht, die ihre höchste Steigerung in dem mächtigen Aufbau des Hochaltares erreicht.

Eine Szene intimster Art spielte sich ab, als wir die Sakristei betraten. Zwei Buben, schon halb zum Altardienst gerüstet, rauften zwischen den Pfeilern herum. Sie mußten des Ornates wegen sich in die Haare geraten sein und zwar so gründlich, daß sie nicht einmal unseren Führer gewahrten. Erst die Belehrung, die der mittlerweile herzugetretene Meßpriester mit fühlbaren Argumenten unterstützte, kühlte die Wildfänge ab, die hierauf sittig zum Amte folgten. Im Tagebuch sind einige Merkwürdigkeiten aufgezählt, die uns in der Sakristei

gewiesen wurden: ein noch vorhandenes Meßgewand, das aus dem Allerheiligenstifte in Schaffhausen stammte, eine ebenfalls spätgothische Monstranz[1]) und der Fintansbecher, über den man lesen möge, was im Jahrgang 1884, Seite 6, des „Anzeigers für Schweizerische Alterthumskunde" steht. Es schmerzt, dieses Stück, „kein Kunstwerk, aber ein bemerkenswerthes, seltenes mittelalterliches Geräth," für immer entfremdet zu wissen. Im Inventar von 1835 steht es auf 14 fl. und 13 ß. gewerthet; für 30,000 Fr. hat es 1884 der Krösus Rothschild in Frankfurt a. M. gekauft. Den gleichen Weg haben andere Kleinode genommen: der sogenannte „Teufelskelch" aus der katholischen Sakristei von Winterthur und die Capita der hl. Mauritius und Fintan, welche die Rheinauer verkauften. Daß der eine dieser Köpfe romanischen Ursprungs und der andere spätgothisch ist, hatten die Inventaristen, wie die Käufer übersehen, welchem Umstande denn auch allein ihre Rückkehr in die Heimat verdankt werden muß.

Während im 17. und 18. Jahrhundert dem Bau der Kirche zumeist auch eine Erneuerung der klösterlichen Anlage folgte, gaben die Herren von Rheinau sich noch geraume Zeit mit ihren alten Behausungen zufrieden. Ende 1604 ward der Bau der noch bestehenden Abtei und 1628 der eines neuen Conventes begonnen worden, welch letzterer seine vollständige Ausstattung indessen erst 1632 erhielt. Es sind also damals auch der Südflügel und der westliche Arm des Kreuzganges mit ihrem originellen Fensterwerk entstanden. Der alte Ostflügel dagegen bestand noch fort, bis Gerold II. auch hier für Wandel sorgte. Das war seit 1711 der Fall, als der südliche Konventflügel verlängert und die stattliche Ostfronte errichtet wurde, die mit dem „Kardinalstock" im Süden und der Bibliothek gegenüber

---

[1]) Sie muß, dem Inventar im Zürcher Staatsarchive zufolge, nach der Aufhebung an die Pfarrgemeinde Winterthur gekommen sein.

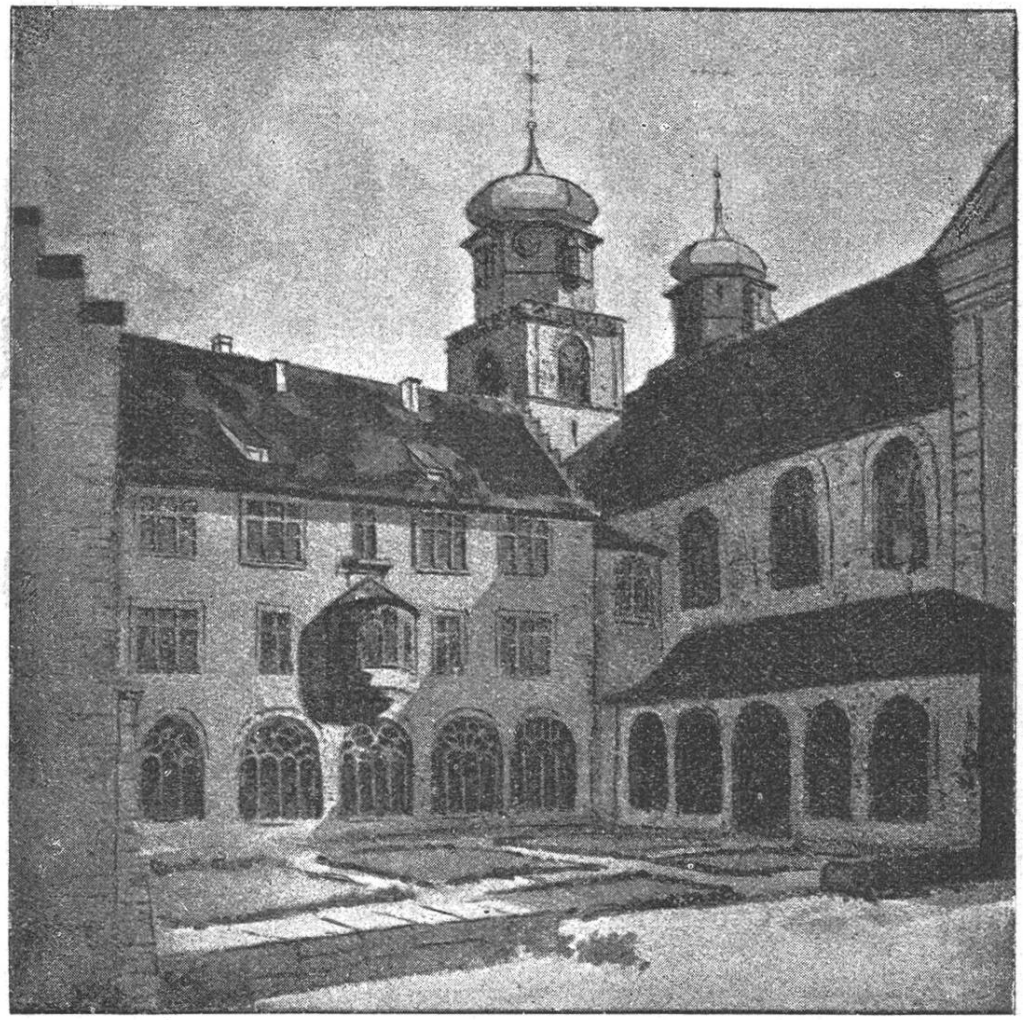
die ganze Breite der Insel einnimmt. Fünfzehn Jahre später ließ derselbe Prälat an Stelle einer unregelmäßigen Gebäudefolge, die bisher den äußeren Hof nach Süden begrenzt hatte, den großen Saal nebst mehreren Wohnungen für Gäste errichten. Nachdem dann noch 1752 auf 1753 ein Neubau der St. Felix- und Regulakirche stattgefunden hatte, stund das Kloster in dem Umfange da, wie es in der Hauptsache noch jetzt sich zeigt[1]).

1862 waren nur noch der westliche und südliche Theil des Klostervierecks bewohnt. Der Ostflügel, der ehedem als Schule und Novizenhaus gedient hatte, stund jetzt leer. Der westliche Flügel, das „Hofgebäude" war außerhalb der Klausur gelegen. Er enthielt im ersten Stock den Speisesaal für Gäste; in dem anstoßenden „Hofdienerzimmer" wurden kleinere Leute und ein Theil des Dienstpersonals bewirthet. Noch weiter gegen die Kirche zu hatte der Pater Großkeller sein Wesen. Unvergessen soll auch ein blasser Schneider sein, der einsam in einem Hinterzimmer Neues und Flick für Patres und Fratres besorgte. Dieser Raum war vor Zeiten die Hofkapelle gewesen und durch einen Erker mit zierlichen Maßwerkfenstern ausgezeichnet, der halbrund gegen den Kreuzgarten vorsprang. Im zweiten Stocke befand sich die Prälatur. Durch die nunmehr zerstörte Hofkapelle, die am Nordende lag, war sie in unmittelbare Verbindung mit der in die Kirche vorspringenden Abtsloge gesetzt. Ein langer, schmaler Gang führte mitten zwischen den Zimmerreihen hindurch. Er war so sparsam beleuchtet, daß Pater Benedikt uns deßhalb eine besondere Warnung zu schulden glaubte. Der alte Schutzgatter hatte erfahren müssen, daß hier Vorsicht am Platze sei. Beim Urlaub von dem Abte war er zu rasch

---

[1]) Aufschlüsse über alle Einzelheiten dieser Unternehmungen wird Herr cand. phil. Erwin Rothenhäusler demnächst in seiner „Baugeschichte des Klosters Rheinau" veröffentlichen.

um die Ecke gestoßen und hiebei im Konflikt mit einem altfränkischen Kasten zu der Schramme gekommen, die jugendfrisch die Stirne malte. In dem Vorflur hing eine große Tafel, auf der die Wappen der Stifter und aller Aebte prangten[1]).



Nun biegen wir rechts. Ein schwarzes Gatter hat sich aufgethan und wieder geschlossen — clausura. Der Beschließer, oder einer der Patres, die auch den Schlüssel führen, sind zwar allezeit zum Auslaß erbötig; man steckt aber doch hier drinnen und wer Weltkind ist, dem kommt auch ein kurzes Warten befremdlich vor. Die Decke des langen Korridors ist bunt bemalt.

---

[1]) Jetzt auf Schloß Sonnenberg im Thurgau.

An den Wänden sind Staatskalender, Bildnisse von Heiligen, Stiftern und anderen Gutthätern aufgehängt. Die Zellen, die den Nebenzimmern gegenüber auf der Rheinseite liegen, weisen eine einfach behagliche Ausstattung auf, die gleich die Art und Neigung der Insaßen verräth. Waidmannslust dämpft auch die Kutte nicht, das zeigt die Flinte, die zwischen den Bildern hängt. Es kommt nun, daß ein Weih über dem Schwaben und bald auch über dem Strome treibt. Er hat den Klosterfrieden durch manchen Stoß auf Hennen und Küchlein verwirkt. Ein Blitz und ein Knall — der Räuber stürzt und schmunzelnd zieht der Schütze das rauchende Rohr aus dem Fenster zurück. Physikalisches Laboriren und Experimentiren sind des Pater Großkellers Zeitvertreib gewesen. Tisch und Gestelle waren mit Gläsern und was für Hundertkram besetzt, sogar ein Photographenapparat hatte sich hieher verirrt. Es war nicht immer wie Blumenduft und Waldeswürze, wonach es in diesen Klausen roch, aber das hatte seinen Grund: ein frischer Wind weht stets dem Rheine nach und fordert, daß die Bewohner dieses Flügels im Gebrauch der Fenster behutsam sind. Das hatte auch der Pater Subprior lernen müssen. Kaum froh geworden über die Predigt, die für den kommenden Festtag geschrieben war und nun zum Trocknen auf dem Simse lag, mußte er sehen, wie ein Windstoß die Blätter erfaßte und sie unbarmherzig auf die Fluten wirbelte.

Es geht zu Tisch. Das „Tafelzimmer", wo regelmäßig gespeist wurde, wies keine sonderlichen Zierden auf. Ordnung herrschte überall, aber ohne den wohligen Reiz, den eben nur Frauenhände zu spenden vermögen. Punkt 11 Uhr fing die Mahlzeit an, was nach einem langen Morgen recht willkommen war. Nach dem benedicite, das mit kurzen Responsorien endigte, wurden die Plätze eingenommen. Ich wußte nicht, daß sie den Honoratioren noch extra bereitet würden und habe

insgeheim den Kammerdiener bewundert, wie er Schub und Dienst so schlank versah. Auch die Aufwart bewies, daß alter Brauch hier fortbestand. Vor jedem Gedecke erhob sich ein Schoppen, der, nach seinem Kaliber zu schließen, noch aus der Zeit vor dem Sonderbundskriege stammen mußte. Diese Schoppen sind aber nur Vorposten gewesen; Riesenflaschen, in denen roth und golden der berühmte Korbwein blinkte, wurden später aufgetischt.

Zu dieser Mittagstafel fand sich Herr Abt Leodegar täglich ein. Ich habe selten einen würdigeren Prälaten gesehen. Im Mittelmaaß von Größe und Fülle war der gnädige Herr gebaut, lässig aufrecht, wenn er repräsentirte. Die Vornehmheit hatte die Natur seiner Haltung und den Zügen aufgeprägt. Der weiche Haarwuchs war schon über die hohe Stirn zurückgewichen. Darunter schauten zwei dunkle Aeuglein klug hervor, ihrem Blick ist nichts entgangen und wen er traf, der fühlte den scharfen Verstand heraus. Der Grundzug des blassen Gesichtes ist milder Ernst, oft melancholisches Sinnen gewesen; zuweilen hat ein überlegenes Lächeln auf dem fein geschnittenen Munde geschwebt. Der schwarze Habit und das Brillantenkreuz, das an goldener Kette über der Brust herunterhing, hoben diese Erscheinung stolz hervor.

Ich weiß nicht, was mir den Platz an der Ehrenseite Sr. Gnaden verschaffte; es blieb aber dabei und so habe ich denn bei jeder Tafel die Unterhaltung des Vornehmsten und Geistvollsten genießen dürfen.

Die Sorge um das Stift hat sich wie ein rother Faden durch sein Reden gezogen. Mit sittlicher Entrüstung sprach er über die Unbill, die Rheinau widerfuhr. Das Kloster war durch die Mediationsakte von 1803 zum Kanton Zürich geschlagen worden uud seinen Fortbestand hatte das unter dem Schutze des Wiener Kongresses stipulirte Bundesgesetz vom

7. August 1815 verbrieft, in dessen § 12 es heißt: „Der Fortbestand der Klöster und Kapitel und die Sicherheit ihres Eigenthums, soweit es von den Kantonsregierungen abhängt, sind gewährleistet". Allein das hinderte nicht, daß Stück für Stück des Stiftes Rechte gelockert und schließlich Gewalt vor Recht, der Plan zur Aufhebung offen proklamirt worden ist. Für einmal hatten ihm seine auswärtigen Besitzungen noch ein kümmerliches Fortleben gefristet. Kraft des Epavenrechtes, das der Landeshoheit über den Grundbesitz aufgehobener fremder Stifter, wie über Strandgut zu verfügen gestattet, wären Baden die auf seinem Territorium befindlichen Liegenschaften Rheinaus zugefallen. Ein Staatsvertrag vom 6. Dezember 1856 hat diese Ansprüche beseitigt, es dauerten aber die Unterhandlungen über Anderes fort und ihrem Austrage sah man in Rheinau mit begreiflicher Spannung entgegen.

Es kam noch mehr zur Sprache, von den Schritten, welche einflußreiche Freunde und Gönner des Klosters bis zum Throne Napoleons III. geführt hatten und wie unermüdlich des Abtes Bemühungen bei den zürcherischen Regenten waren. „Wir wollen keine Klöster mehr im Lande haben", lautete Alfred Eschers Bescheid; ein anderer Regierungsrath, er war von süßerer Sorte, hatte zum Empfang des Herrn Prälaten für eigens frommen Zimmerschmuck gesorgt und auf dem Tische sogar Gall Morels Gedichte aufgelegt. Bei einer folgenden Visite haben andere Bilder die Wände, aber wiederum glatte Worte die Unterhaltung geschmückt.

Weiter unten pflegte Pater Joseph, der ehemalige Küchenmeister von Ittingen zu tafeln, ein alter Hypochonder, aus dem sich nicht viel fragen ließ. Seinen ständigen Platz dem Abte gegenüber nahm der Pater Großkeller ein. Sein Attribut ist ein Glöcklein gewesen; es sollte Tafelschluß verkünden, zu welchem Gnaden einen Wink erteilten, doch kam mir dieses

Zeichen mehr wie ein solches zum Nachguß vor. Ein mannhafter Priestergreis ist der Pater Prior gewesen, so recht das Gegenbild zu dem stillen, frommen Subprior, dessen freundlicher Gruß die einzige von ihm vernehmbare Rede war. Vertraute haben ihn den „Schwabenapostel" genannt, weil er unermüdlich den Pilgern von draußen die Beichte hörte. Nur ab und zu nahm auch ein frischer, sympathischer Weltmann den Platz am Tische ein, ein Bündner, der achtzehnjährig nach Rheinau gekommen und hier einer schwierigen Zwischenstellung mit Takt gewachsen war. Er waltet noch jetzt im Kloster, so gastlich, daß selbst ein Altgewohnter bei ihm die Kluft zwischen Einst und Jetzt vergessen könnte. In jener Gegend hatte sich Stockar seßhaft gemacht, sie war die Seite, wo der Korbwein am schönsten blühte. Ein Herr mit hellem, fast pfiffigem Kopf, der sich und Andere stets zum Lachen brachte, hat meinem Freunde gegenüber gesessen. Tabak und Musik sind dieses Pater Ambrosius Erdenlust gewesen. Ohne die Pfeife im Mund und eine Geige unter dem Arm hat man ihn selten in den Klostergängen wandeln gesehen. Wen er mochte, den hat Herr Ambrosius kurzweg geduzt.

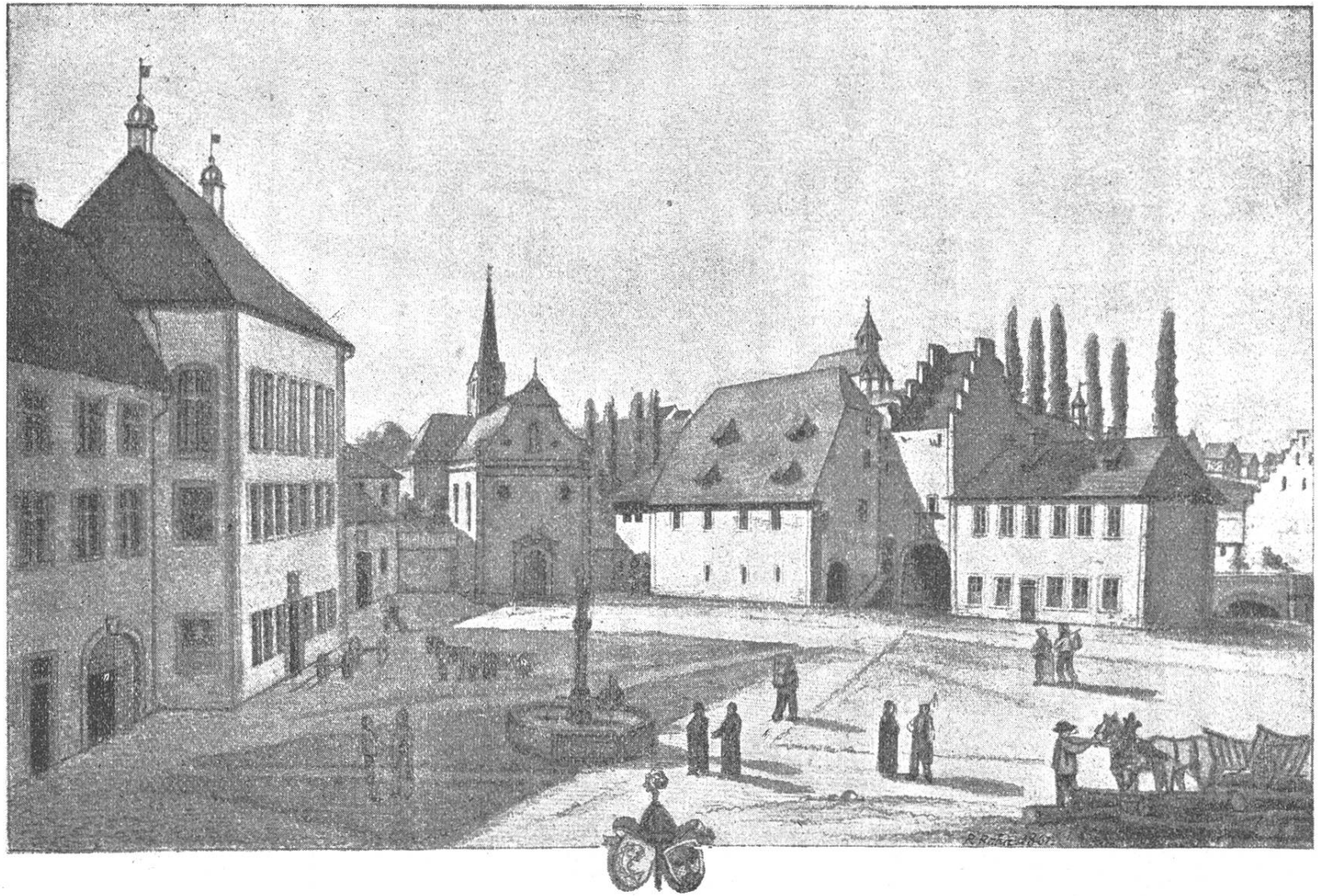
Und nun Herr Nachbar rechts: er nimmt im Klosterkatalog die siebente Stelle ein als «P. Benedictus Rösler, Suevo-Badensis ex Stühlingen». Mit der Heiligkeit des Namenspatronen mochten weder sein Wesen, noch seine Erscheinung verwechselt werden. Er war von gutherzigem Schlag, leutselig und der Pflichten des Mönches bewußt, nur hat er sich zu sehr auf den Misogyn versteift. Er zog über die Weiber los, so laut und wann er konnte. Das war amüsant, auf die Dauer haben wir solche Reden satt bekommen, und es schien sie zudem das Eint und Andere Lügen zu strafen. Der feiste Kopf war mit grauem Haar bestanden, das sich wie ein Pelz aus dem dicken Schwabenschädel bäumte; die Nase fest genug, um das schwere Silbergestell der Brille zu tragen, hinter die sich oft ein flaues

Blicken stahl. Unter der hohen Oberlippe kniff ein lüsterner Mund, das reine S ging nicht heraus, er schlurfzte es immer mit L verquetscht. Herr Benedikt ist auch ein starker Esser gewesen. Als einmal Schnecken auf die Fastentafel kamen, hat mir's vor dieser noch fremden Platte gegraust, da war es eine Lust, wie der Nachbar die Verschmähten auf seinen Teller wippte und sie schnalzend im Fettglanz der Lippen begrub.

War die Mahlzeit beendigt, so wurde das Deo gratias gesprochen, dann folgte zur Bekräftigung des „Wohl bekomm's" ein höfliches sich gegenseitiges Verneigen, worauf sich die Paare und Gruppen Derer formirten, die stehend den schwarzen Kaffee und etwa noch ein Gläschen genossen.

Aus den Fensternischen, wo die Herren sich gruppirten, that sich ein hübscher Ausblick auf. Man überschaut von hier den Zugang, der zur Klosterinsel führt. Ein Brunnen mit der Madonnenstatue darauf nimmt die Mitte des Hofes ein. Der Flügel links war zur Aufnahme männlicher Gäste bestimmt. Der hohe Saalbau schließt ihn westlich ab. Am Fuß desselben war rheinwärts die Mühle gelegen. Täubchen, die sich dort gerundet hatten, sind eine Spezialität der Klosterküche gewesen, die Ferdinand Keller zu den besondern Gutthaten Rheinaus zählte. Der oberste Stock mit den großen Stichbogenfenstern hat als Festsaal gedient, wo anläßlich der Abtswahl, am Namenstag des Herrn Prälaten und zu Mariä Himmelfahrt die Staatstafel gehalten wurde. Westlich schloß sich der Marstall an; in der Spitze stund das nun ebenfalls abgebrochene Kirchlein SS. Felix und Regula; im Volksmund wurde es schlechtweg das „Regelkirchli" genannt. Dann folgte rechts der Thorthurm, der sammt der Brücke und der hochgelegenen Bergkirche ein abgerundetes Bildchen gab.

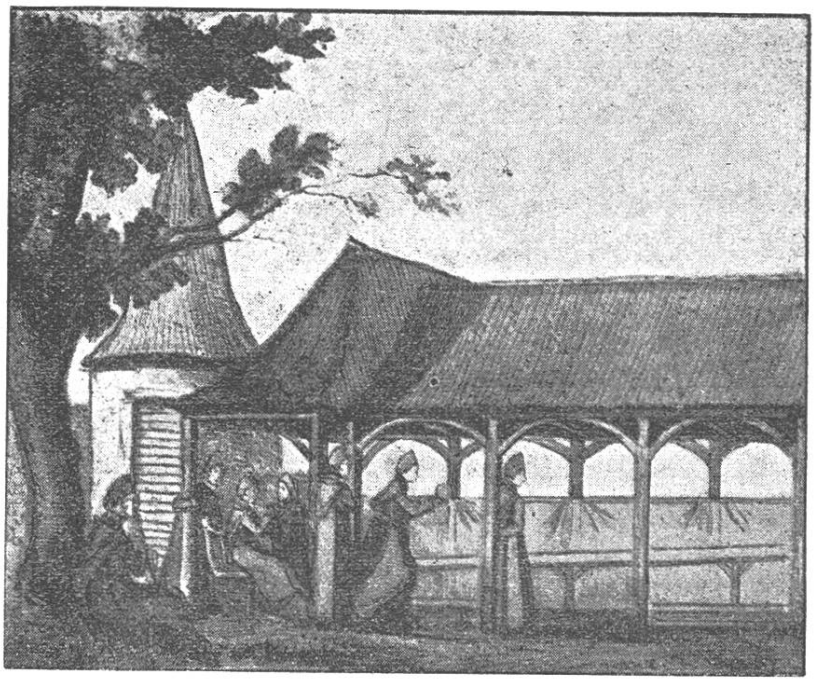
Die Erinnerung an jene Ferientage ist eine bleibende und mit lauter freundlichen Eindrücken verknüpft. Es gab nichts,



was die guten Patres uns vorenthalten hätten; kam aber einmal die Zeit, wo das Glöcklein zum Chore rief, und wir uns selbst überlassen waren, da fand sich wiederum Abwechslung genug. Freund Stockar, der sich damals auf Schweizergeschichte steifte, hatte aus der Bibliothek einen Folianten geholt, Tschudy's „Chronicon helveticum oder gründliche Beschreibung" 2c., und dieses Ungeheuer wollte er erst noch im Spitzgarten studiren. Ich zweifelte sogleich daran und es kam auch bald, daß ein anderer Zeitvertreib ihm mehr behagte. Zum Zeichnen gab es nichts zu schleppen. Ich habe, wie naiv die damals skizzirten Blätter mir jetzt erscheinen, doch meine Freude daran. Intimes und Sachen, welche späteren Studien zu Gute kamen, finden sich vor und manches ist zum letzten Male verewigt worden: Wappen und sonstige Zierden, welche die verschiedenen Eingänge schmückten; das Außenthor, das jenseits der Brücke beim „Weiberhaus" gestanden hatte; das Brückenthor sammt dem „Regelkirchli"; das Refektorium endlich, das damals noch seine ganze Ausstattung besaß.

Und dann, wie köstlich ruhte sich's zwischen solchen nicht allzu ernstgemeinten Arbeiten im Spitzgarten aus. Diese Wiese, welche Bäume beschatten, nimmt die Ostspitze der Insel ein. Sie war noch bis zu Ende des 16. Jahrhunderts unbewehrt gewesen; dann hat sie Abt Gerold I. ummauern lassen, „theils damit die Clausur besser beobachtet wurde, theils auch damit die Wellen des Rheinflusses weniger schaden könnten". Aus den hohen Mauern springt hie und da ein Rundthürmchen und aus dem Ostende die „Spitzkirche" vor. Sie hat zu den vornehmsten Sehenswürdigkeiten Rheinaus gezählt und mit dem Besuch daselbst schloß jede Runde durch das Kloster ab. Obwohl erst 1587 verdingt, ist sie dennoch ein gothisches Werk. Der Ausbau des Chörleins war 1761 aus des Priors Moritz Hohenbaum van der Meer's Idee hervorgegangen. Es hatte ihm hiefür das

„Crotenwerck zu Zwiefalten" vorgeschwebt, zu dessen Besichtigung der Stuccator Bernart Heinz mit einem Reisegeld von 7 fl. ausgerüstet worden war. Dieser Schmuck ahmt eine Grotte nach, die aus bizarr geformten Tuffsteinen, Petrefakten, Kristallen und anderweitigen Mineralien besteht und ihrerseits wieder in zahlreiche Höhlen zerfällt, die Gruppen und Einzelfiguren von Heiligen bergen, Alles von heimlichem Lichte beschienen, das durch ein gelbes Fenster herunter dringt.



Rheinau ist ein frohes Kloster gewesen, es war darum auch für leibliche Kurzweil gesorgt. Am Nordrand des Spitzgartens hatte neben einem Thürmchen die Kegelbahn gestanden, solid gezimmert und rot gestrichen. Da mußte einer den Eifer sehen, mit dem die alten Herren sich über die Siesta-Bedürfnisse hinwegzusetzen wußten und wie das noch ein frohes Lachen gab, wenn ein Wurf das Ries gebodigt hatte, wie Rath gepflogen, oder neckend geweissagt wurde, wenn einer vor dem gewohnten Sandhasen stund.

Halb drei Uhr läutete ein Glöcklein die Vesper ein. Nun war ich einsam und konnte träumen und horchen, einem Weih, der vom Schwaben herüber kreischte und jetzt zu Häupten seine Kreise über den Wipfeln zog; dem Mückengesumse, dem Rauschen im Strom und den Responsorien der Mönche, die ab und zu das Orgelspiel mit einer zaghaften Einlage unterbrach.

Es hat auch sonst noch viel zum Schauen und Kosten gegeben. Den Pavillon, der nordwärts den Ostflügel überragt, hatte Abt Gerold II. erbauen lassen, einfach, aber vornehm und massiv, vom Keller bis zum obersten Stock, der die Bücherei enthielt. Fünf Kreuzgewölbe auf Halbpfeilern, die aus den Langwänden weit nach innen vorspringen, bilden die Decke. Die Obhut über die Schätze, die hier lagen, war dem Pater Basilius Mayenfisch aus Kaiserstuhl übertragen. Es hielt etwas schwer, den Einlaß zu finden und fast so trocken, wie der Führer war, hat das Schloß beim Oeffnen geknarrt. Die Muse da drinnen schien müd und störrisch geworden zu sein, denn mit dem gelehrten Pater Moritz Hohenbaum van der Meer war der letzte Geisterseher aus diesem Raume geschieden. Ein Manuskriptenkatalog von 1835, der jetzt im Staatsarchiv von Zürich liegt, zählt 189 Nummern auf. Diese alle sind in die Zürcher Kantonalbibliothek gekommen, viel anderes aber ist in die Irre gegangen. Wie es beim Inventarisiren ging, deutet der damit Betraute in einem Schreiben vom 7. August 1862 an. Er meldet, daß er von den Büchern, welche die Konventualen als ihr Eigenthum ansprachen, nicht alles sehen konnte, da einer der Herren mit solchen bereits verreist sei und ein anderer seine Sachen schon gepackt hatte. „Was das Uebrige betrifft — fügte er bei — sind mir wirkliche Seltenheiten nicht aufgestoßen". In That und Wahrheit sind 1881 nach dem Tode des Bibliothekar's aus seinem Hause zu Kaiserstuhl ungefähr 38 Zentner Bücher, fast alles Pergamenthandschriften, die meisten bemalt, und außerdem ein

Exemplar der ersten Ausgabe von Gutenbergs Bibel an einen Basler Antiquar und hierauf nach Frankfurt a. M. gelangt [1]).

Unmittelbar neben der Bibliothek war im zweiten Stock des Ostflügels das Naturalienkabinet gelegen, zu welchem seltsamer Weise auch die Siegelsammlung gehörte. Eine weite Entfernung hat diese Anstalt von dem „Kunstsaal" getrennt, der sich neben dem Mühlesaal im zweiten Stock des Hofgebäudes befand, ein dumpfer Raum, soweit ich mich dessen entsinne. Die Wände waren mit Stichen, Gemälden und Stickereien behängt; es hing und lag auch etwelches Rüstzeug herum. Ein Brustpanzer nebst Beinschienen, die letzten Trümmer des Inventars, das weiland den Reisigen des Gotteshauses diente, haben meine lüsternen Blicke immer wieder auf sich gezogen. Anderes Begehrenswerte war in den Schaukästen versorgt. Ein gothisches Haus- oder Reisealtärchen, das jetzt im Landesmuseum steht, hat mir empfindlich in die Augen gestochen. Irgend welche Bitte, davon war ich überzeugt, würde der gnädige Herr nicht abschlägig beschieden haben; ich habe trotzdem an mich gehalten und nur ein steinernes Laternengehäuse mit Abt Eberhards III. Wappen, das zerhauen und versteckt im Spitzkirchlein stund, mit höchster Erlaubniß am 20. Juli 1862 davongetragen. Den Führer hat hier meist Herr Pater Benedikt gemacht und es dabei verstanden, auf jegliches Ding einen Reim zu schmieden, mitunter einen solchen recht saftiger Art.

Auch diese Sammlung hat ihre Schicksale gehabt. Die Geschichte von dem Gebetbuch Karls des Kahlen, das aus der Liberei des Großmünsters von Zürich nach Rheinau und dann

---

[1]) „Ich lobe — schrieb mir Herr P. Martin Kiem, Bibliothekar in Muri-Gries — den P. Basilius nicht, daß er die aus Rheinau mitgenommenen Manuskripte 2c. nicht besser verwerthete. Aber er meinte es gut. Er hoffte noch immer, Rheinau könnte irgendwo wieder aufleben und wartete so lange, bis er nicht mehr fähig war, sich von denselben zu trennen oder eine geeignete Verfügung darüber zu treffen".

in die königliche Schatzkammer von München kam, steht anderswo geschrieben. Ein zweites Kleinod karolingischer Kunst hatte schon vor der Aufhebung des Stiftes durch Vermittlung eines privaten Besitzers seinen Weg nach Zürich genommen. Es mag kaum etwas Subtileres von Kleinplastik geben, als dieses Elfenbein, das sich zu einer Miniature des berühmten Utrecht-Psalters wie das Urbild zum Abklatsche verhält. Ein Pater, Bl. H. Kornherr, hatte sich zu Anfang dieses Jahrhunderts auf die Sammlung von Elfenbeinschnitzereien verlegt und so erklärt sich die ungewöhnlich große Zahl solcher Werke, welche die Kunstkammer enthielt. Das Meiste davon ist degenerirtes Barockzeug gewesen, aber etwelche hervorragende Stücke fanden sich doch darunter, das Reliquienhorn, das Abt Nortpert in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts dem Kloster St. Gallen schenkte, — ein Denkmal der Kämpfe, die damals unter dem Hochdruck dieses cluniacensischen Reformators im Stifte entbrannten — und Anderes, was jetzt das Landesmuseum verwahrt. Von der Gemäldesammlung bemerkten die Herren Ferdinand Keller und Wilhelm Lübke, welche die Auswahl für die Sammlungen von Zürich und Winterthur zu treffen hatten, „daß dieselbe weit hinter den Erwartungen zurückbleibt, die der Katalog erweckt; indem sich fast kein einziges Originalstück vorfindet, sondern weitaus die Mehrzahl der Bilder sich als Kopien von untergeordnetem Werth herausstellt, so daß als der Aufbewahrung werth nur 23 Stück zur Aufnahme in eine zürcherische Gemäldesammlung sich eignen und weitere vier Stück lediglich für antiquarische Zwecke geeignet erscheinen.“ Was mittelalterlichen Ursprungs war, wurde dem Antiquarium in Zürich und das Beste von späterer Arbeit, eine Auswahl von 23 Bildern, der Sammlung des Kunstvereins von Winterthur einverleibt.

Rheinau hatte ehedem noch mehr besessen. Das Inventar vom 30. April 1835 bemerkt, daß im Frühling desselben Jahres

— im Stift hatte man Lunte gerochen — „nebst verschiedenen Gegenständen von Werth, die sich in der Prälatur befanden, eine Kupferstichsammlung für 236 Louisd'or nach Schaffhausen verkauft" worden sei. Unter den Harder'schen Zeichnungen, welche der historisch-antiquarische Verein Schaffhausen besitzt, sind die Inful des Abtes Heinrich VIII. von Mandach und das Pedum Bonaventura's von Wellenberg abgebildet; der spätgothische Wärmeapfel des Erstgenannten befindet sich im Besitz der Erben des Herrn Keller „zum Engel" und wohl sind diesem findigen Sammler eben damals jene Kupferstiche zugefallen. Daß übrigens auch die 1864 bestellten Experten noch gar nicht Alles wußten, hat mich der Fund des romanischen Bronzefußes belehrt, der neunzehn Jahre später aus wüstem Plunder im Fuße eines Sakristeischrankes auf das richtige Postament gesetzt worden ist.

Es nahte das Scheiden. Im Kalender muß damals ein nasses Zeichen gestanden haben. Es lag auch etwas in der Luft, was darauf zu deuten schien, daß die Gäste, die bisher nur Band und Mütze als Studenten gezeichnet hatten, als solche sich faktisch auszuweisen haben würden. Schon bei Tafel hatte mir der gnädige Herr eine Mahnung an Stockars Adresse ertheilt: „Sagen Sie doch Ihrem Freunde, daß ein Student auch trinken soll." Des Großkellers Glöcklein hatte während jeder Mahlzeit geläutet, aber es war mir noch immer ein fremdes Zeichen geblieben. Jetzt wagte sich in aller Bescheidenheit eine Frage heraus. „Es gebietet Sankt Benedikts Regel dem lässigen Trinker, daß er den Becher leere". Solcher Weisung von höchster Stelle mußte entsprochen werden. Aber cavete pocula! Kaum war der Rothe vertrunken, da sonnte das Glas auch schon durch Goldigen auf[1]).

---

[1]) Eine Erinnerung an die Rheinauer Tafelfreuden hat auch Scheffel verewigt. Zur Winterszeit wurde alter Rothwein mit Neuem gemischt und dann mit allerlei Gewürz nebst geschnittenem Wachholderholz versetzt. Dieser „Wachholder" (juniperus) wurde zum ersten Male am Neujahrsabend

Der Korbwein von damals ist hohen und starken Geistes gewesen, es kam dann erst noch das Kaffee-Gläschen darüber und welche Dosen weiter harrten, wer hätte das in Rheinau zu sagen gewußt.

Nach solchen Dingen schien Einkehr in Kunst das Sicherste zu sein. Sobald sich Gnaden verabschiedet hatten, schlich ein Einsamer in den Kreuzgang hinab. Eine Vedute war halb fertig geworden, ich wollte auch diese nach Hause tragen, mir ahnte, sie möchte die letzte sein, die hier gezeichnet würde.

Es war auch so. Wer bald darauf nach Rheinau kam, hat große Veränderungen wahrgenommen und viel Bemerkenswerthes nicht mehr gefunden. Ein Wesen, in dem die letzten Kapitularen sich unwirthlich verloren hatten, war Zwecken dienstbar geworden, denen die weitläufigen Baulichkeiten kaum mehr zu genügen vermögen. Die armen Umnachteten füllen jeden Winkel aus. Ihre Pflege ist auch ein Gottesdienst und hilft das Unrecht sühnen, das den legitimen Herren widerfuhr. Man versteht auch wohl, daß die neue Bestimmung des Klosters manche Eingriffe in den Bestand seiner Baulichkeiten zur Folge hatte, aber es wäre trotzdem viel Brutales zu vermeiden gewesen. Was hat es genützt, den Kreuzgang zu schänden? Jetzt gähnt er mit leeren Bögen in den Garten hinaus. Sie waren mit Maaßwerk gefüllt, das keine klassischen Formen zeigte, aber lehrreich die letzte Phase der Gothik belegte. Auch der Erker der ehemaligen Hofkapelle hat weichen müssen, auf Geheiß desselben Staatsbaumeisters, der in Glarus nach der Feuersbrunst von 1861 regierte. Das Sakramentshäuschen in der Pfarrkirche daselbst, ein Kleinod spätgothischer Steinmetzenkunst, hatte die Katastrophe so überdauert,

---

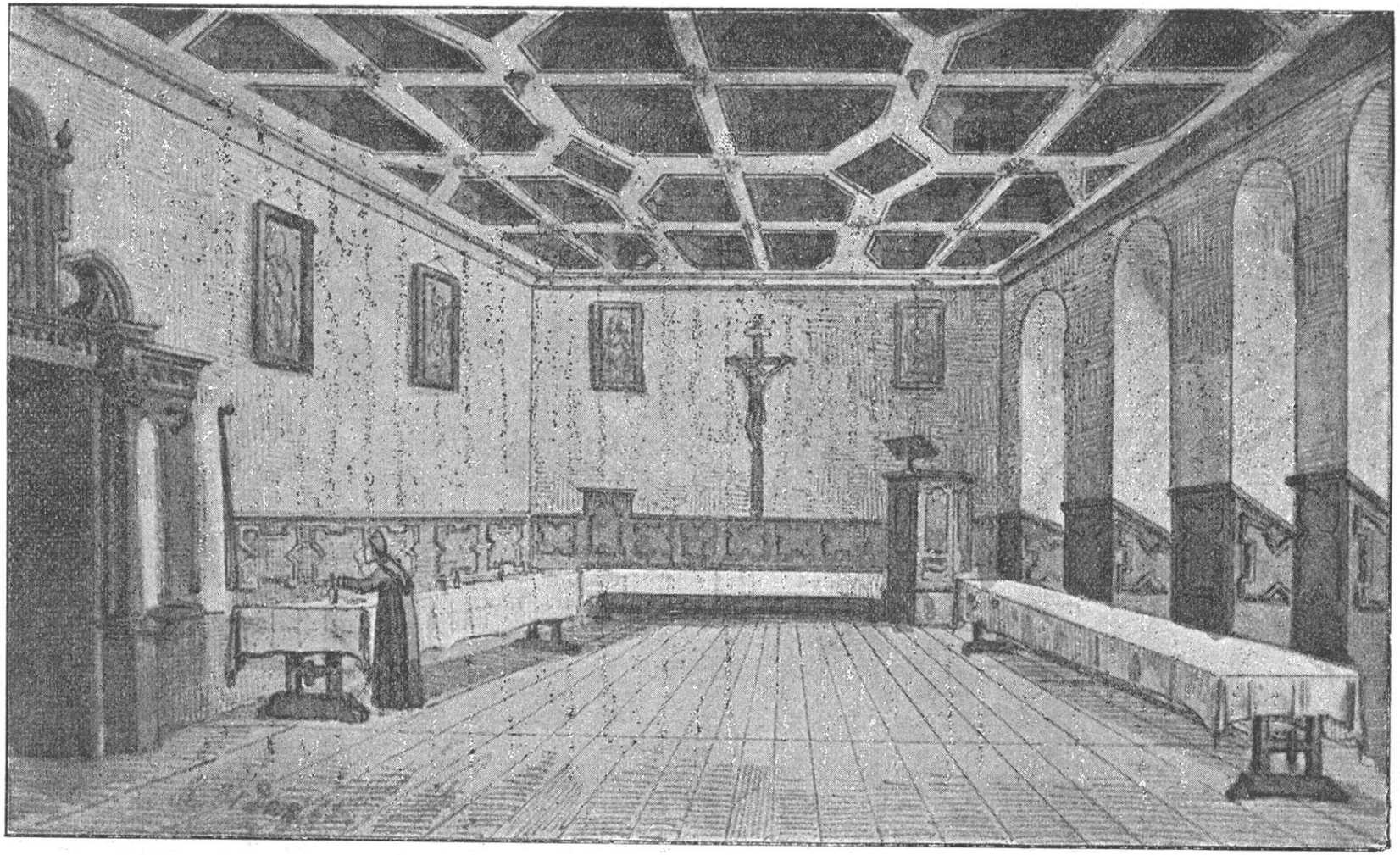
und dann bis gegen Fasten als Spezialität unter den Ehrenweinen gespendet. Er hat dem Dichter so gemundet, daß er den Namen dieses Zuspitzes seinem Werke gab.

daß seine Wiederherstellung ohne sonderlichen Aufwand möglich gewesen wäre; man hat es statt dessen in Stücke gehauen.

So saß ich zeichnend und träumte von alten Zeiten, bis eine bekannte Stimme ertönte. Herr Pater Ambrosius war unversehens erschienen, er mußte etwas gerochen haben und hielt auch gar nicht lang zurück: „Was ist das immer für ein Hocken und Zeichnen; komm doch lieber in den Konvent. Stockar sitzt schon lange dort; s' ist frisches Bier aus Winterthur angestochen." Sprach's und half die Siebensachen, Feldstuhl, Mappe und Blätter packen, dann lenkten wir in den südlichen Flügel ein.

Dort war der Konvent gelegen, ein heller Saal mit allem, was zum Tafelraume einer klösterlichen Gemeinde gehörte. Hohe Bogenfenster schauen gegen Rhein und Schwaben hinaus. Ringsum waren lange Tische und Bänke aufgestellt, die geweißelten Wände mit Prälatenbildnissen und die Mitte der östlichen Schmalwand mit einem großen Kruzifix behängt. Hier, auf der einen Seite, wo eine höhere Rücklehne das Brusttäfer überragte, hatte der Abt den Vorsitz geführt und die Kanzel gegenüber für die Lesungen gedient, die während der Mahlzeit vorgeschrieben waren. Mitten in der Nordwand, gegen der Kreuzgang geöffnet, hatte Abt Gerold II. 1722 eine stattliche Pforte erstellen lassen. Die Süperporte rahmte sein Wappen ein, neben der Thüre war beiderseits in blanker Zinnnische ein Handgießen angebracht. Aelteren Datums ist die Decke, deren eine Rechnung von 1630 gedenkt. Ihre Struktur ist ein reiches Kassettenwerk, das dem Saal einen vornehm wohnlichen Charakter verlieh.

Wie es so ist, beim Guten finden die Besten sich oft zusammen. Das Klopfen am Spund hatten auch Die im fernsten Winkel gehört. Es ging nicht lange, so fand sich nur neugierig der Eine, ein Anderer zwinkernd und vollends zielbewußt der Dritte und Vierte ein. Sie waren, als wir kamen, schon einmüthig zusammengerückt, von einem Bruder bedient, der sie fleißig



mit Labsal versah. Stockar saß mitten unter ihnen, so feucht verschämt wie damals kam mir sein Lugen nie mehr vor.

Inzwischen war Herr Benedikt aus Zürich zurückgekehrt. Er hatte dort vikarisiren müssen und war der Eindrücke voll, die er, gute und schlechte, unter den Weltkindern gesammelt hatte. Ueber die Späße des Zirkus zwar, wo ich ihn kurz zuvor als den kräftigsten Lacher gesehen hatte, schwieg er sich aus, um so rückhaltloser ging seine Rede von Anderem. Er schilderte, wie Rekruten gedrillt und im Gleichschritt gemeistert wurden. Hatte das Mitleid darob sein menschenfreundliches Herz ergriffen, oder war der Vespertrunk zu jäh durch eine reisetrockene Kehle geflossen, ich will nicht sagen, daß es zu Thätlichkeiten, aber doch zu der denkbar ergötzlichsten Szene kam. Könnte ich malen, ein Bildchen wäre schon längst gerathen. Front gegen die Tafel und bestaunt von dem Bruder, der abseits beim Fäßchen stund, nahm Pater Benediktus militärische Stellung an, hob sodann die Kutte und trollte mit prallen Waden einher. „Tra-tra-tra", es tönt noch jetzt in den Ohren, wie er die Parade accompagnirte. So ging es auf und ab, bis ein Bruder unter der Thüre erschien. Er war eilends gekommen, um zu melden, daß für die Herren, weil sie nun doch einmal reisen wollten, das Fuhrwerk in Bälde gerüstet sei.

Das gab ein jähes Scheiden, dem eine kritische Sache auf dem Fuße folgte. Es galt, den Urlaub von dem gnädigen Herrn zu nehmen und dazu waren Halt und Stimmung durchaus nicht angethan. Aus dem „Sankt Maurus" wurde die Inful zur Stelle geschafft und mit dem Riesenfutteral, in dem sie steckte, zur Prälatur hinaufgeturnt. Jetzt lag die Schwelle da, vor der wir bänglich hielten; wir fühlten, daß Sammlung vonnöthen sei, um tapfer aufrecht zu bestehen. Ein „Ja" tönte als Antwort auf unser Klopfen heraus; die Thüre öffnete sich und in schlichtem Raume standen Reverendissimus mit einer unvergeßlichen

Miene da. Sein Blick, der uns von oben bis unten musterte, schien durch Leib und Seele zu schauen. Erst kam mir vor, als ob ein Schatten drüber schwebte, aber die Wolke hat nur den Schalk verhüllt, der sich bald in launiger Rede entpuppte: „Nun, meine Herrn, Sie werden doch nicht glauben, daß wir Sie hungrig ziehen lassen, kommen Sie gleich mit mir ins Gastzimmer hinab, das Tischlein zum Abschied ist schon gedeckt," Es war dem so, wir sahen wieder zwei Schoppen stehen, von der bekannten Größe und diesen ebenbürtig, was die Küche gespendet hatte. Solche Coteletten hätten leere Mägen beschwert, geschweige denn, daß wir sie zu bewältigen vermochten, ein rascher Aufbruch war zudem geraten. Bis zur Hausthüre gaben uns einige Patres das Geleit; sie nahmen sich recht malerisch aus, wie sie, ein schwarzes Häuflein, unter dem Portale stunden. Auch der gnädige Herr wollte uns nochmals sein Wohlwollen bezeugen; er schmunzelte, augenscheinlich gespannt, aus dem Fenster herab. Mochte er ahnen, was erst noch im Zuge war?

Dem Vehikel waren zwei Schimmel vorgespannt; es sah so halbwegs einem Bernerwägelchen gleich. Den Vordersitz nahm der „Marstaller" ein, der zweite auf Federn war für uns gebaut, dahinter lag in großer Kiste ein Gemälde verpackt. Wir schwingen uns auf, bereit die letzte Reverenz zu machen. Nun aber erröthe, Muse — es sollte anders kommen! Ein Sausen der Peitsche treibt die Gäule an, hierauf ein Ruck — es war nicht unsere Schuld, sondern die der Federn, die den Sitz so sprunghaft schnellten, daß statt der Hände vier jäh und hoch erhobene Beine zum Abschied winkten. Das Gleichgewicht war rasch gefunden, dann ging es flott durch den Bogen und über die Brücke hinaus, dort hat noch einmal ein frohes Grüßen den gastlichen Herren gegolten.

* * *

Am 3. März des folgenden Jahres waren in Zürich die Würfel gefallen; mit 157 gegen 22 Stimmen hatte der Große Rath die Aufhebung des ehrwürdigen Stiftes beschlossen [1]). Einem Beileidsschreiben, das ich dem Abte sandte, lagen etliche Zeichnungen bei, unter denen sich auch eine Ansicht des Hofes befand. Die Antwort, deren Träger P. Benedikt war, drückte in edler Form die Stimmung aus, in der sich damals mein Gönner befand: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich Ihr freundliches Schreiben vom 10. März gefreut hat. Es war der erste Freudenbote, der mir von jener Stadt zukam, in welcher das Todesurtheil über unser liebes Kloster ausgesprochen und dadurch besonders mir so unaussprechlich viele Sorgen und Leiden bereitet worden sind. Ich sage Ihnen in meinem und meiner Konventualen Namen den lebhaftesten Dank für Ihre Theilnahme und wünsche von Herzen, daß Gott stets, so weit es im menschlichen Leben möglich und zuträglich ist, alles von Ihnen fern halte, was Ihnen Kummer verursachen und das schmerzliche Mitgefühl Ihrer Freunde rege machen müßte."

„Es erregte in mir eine wehmüthig süße Rührung, daß Sie mir in einem Augenblicke, da wir zu ewiger Verbannung verurtheilt sind, so liebe mit eigener Hand gefertigte Bilder zur Erinnerung geschickt haben. O gewiß, sie werden ihren Zweck nicht verfehlen; sie werden mich treu begleiten, wohin mich Gott auch führen mag, und den größten, schönsten und wichtigsten Theil meines Lebens mir in die Erinnerung zurückrufen. Wie lieb wäre es mir gewesen, wenn Sie bei der Abbildung des Klosterhofes statt des Holzwagens jenes leichte Wägelchen mit der malerischen Studenten-Gruppe gezeichnet hätten. Es muß

---

[1]) Zürcherische Freitagszeitung vom 7. März 1862. Eine am 22. April folgende Abstimmung hatte nur noch über die Verwendnng des Klostervermögens zu entscheiden.

Ihnen diese improvisirte Fahrt wohl noch in Erinnerung sein; mir ist das liebliche Gemälde unvergeßlich geblieben und es bedarf insofern keiner bildlichen Darstellung mehr, um es stets in mir lebendig zu erhalten. Ich sah Sie damals zum letzten Mal; hoffentlich ist es nicht das letzte Mal gewesen!"

Am 22 August haben die Wenigen: der Abt, neun Kapitularen und drei Brüder ihr Kloster verlassen. Gegen äußere Sorgen hatte der Staat sie sicher gestellt. Pater Benedikt ist mit seinem Prälaten nach Katharinenthal gezogen und dort gestorben. Den immer heiteren Herrn Ambrosius habe ich im April 1873 in seinem buen retiro zu Kaiserstuhl getroffen; dort hat er es noch erleben müssen, daß ihm ein Brand seine ganze Fahrhabe zerstörte. Als Letzter des Konvents ist er 1884 gestorben. Mit dem gnädigen Herrn fand eine zweimalige Begegnung statt. Zu Ostern 1869 habe ich ihn in Katharinenthal besucht und 1874 den damals in Schännis Weilenden in flüchtiger Begegnung zu Rapperswil gesprochen. 1876 hat er das Zeitliche gesegnet; er wurde am 11. September in der Stiftskirche zu Einsiedeln beigesetzt. Er war ein hochgesinnter, treuer und tapferer Hirt. Vor drei Jahrhunderten haben solche Männer als starke Gärtner im Weinberge des Herrn gestanden.